

**Judith Jambor, Die Bergnamen Tirols. Herkunft und Bedeutung. Band 2:
Die Berge südlich von Inn- und Stanzertal und westlich des Wipptals, Amt
der Tiroler Landesregierung, Innsbruck 2025, 318 S., ISBN 978-3-901464-32-4.**

Yvonne Kathrein

Der nunmehr zweite Band der Reihe „Die Bergnamen Tirols“, der von Judith Jambor im Auftrag der Tiroler Nomenklaturkommission am Tiroler Landesarchiv verfasst wurde, behandelt nach den Bergen nördlich von Inn- und Stanzertal die Berge südlich davon sowie jene westlich des Wipptals. Damit stehen die Gebirgsgruppen Verwall, Silvretta, Samnaun, Ötztaler Alpen und Stubaiäer Alpen im Fokus. Bereits in der Einleitung (S. 9–11) wird deutlich, warum der Inn als Abgrenzungskriterium fungierte: Nicht nur die topographischen und geologischen Verhältnisse unterscheiden sich von jenen, die im ersten Band physische Grundlage der Namenlandschaft sind, sondern auch die Namen selbst weisen ein ganz anderes Gepräge auf, zumal an der (Flur-)Namengebung nicht nur die deutschsprachige Bevölkerung Anteil hatte, sondern in großem Maß auch romanisch-sprechende Siedler, in sehr kleinem Maß auch vorrömische Bevölkerungsgruppen – ein Umstand, der die Namendeutung zuweilen als sprichwörtliche „Gratwanderung“ erscheinen lässt.

Wie von einem Werk, das sich *Namenbuch* nennt, zu erwarten, besteht der Hauptteil (S. 15–300) aus nach den genannten Gebirgsgruppen gegliederten Namenartikeln, die in sich alphabetisch geordnet sind, wobei Namen, die mehrteilig sind und zum Beispiel spezifizierende Adjektive beinhalten (wie etwa *Blauer Kopf*, *Grüne Tatzeln*, *Alter Mann* oder *Hobe Geige*) oder die Präpositionalgruppen darstellen (wie etwa *In der Keil*, *Im hintern Eis* oder *Ober der Mauer*), so behandelt werden, als wären es Komposita, sodass die *Hobe Geige* nicht unter den Einträgen mit <G>, sondern unter jenen mit <H> zu finden ist, weshalb der Namenartikel zur *Hoben Geige* etwa auf den *Hochzeiger* folgen kann. Spezifizierungen, die die Lage, Richtung oder Zugehörigkeit indizieren, werden hingegen zwar angegeben, bleiben alphabetisch aber unberücksichtigt (der Eintrag zum *Oberen* und *Unteren Daunbichl* zum Beispiel folgt auf jenen zum *Hinteren* und *Vorderen Brunnenkogel*), genauso wie Spezifizierungen, die zwei nebeneinanderliegende Erhebungen bezeichnen (*Vorderes* und *Wildes Hinterbergl*, *Aperer* und *Wilder Freiger*). Bei Unsicherheiten, die auch im Hinblick auf die Zugehörigkeit der Berge zu den Gebirgsgruppen entstehen können, hilft jedenfalls der sich am Ende des Buches

befindliche Namensindex (S. 310–318), wo etwa sowohl der Eintrag *Freiger* als auch *Aperer Freiger* und *Wilder Freiger* auf die entsprechende Seite verweisen.

Die Namenartikel wiederum gliedern sich in drei Teile: In „1. Referenzobjekt“ werden Informationen zur Höhe der Erhebung sowie zu ihrer Lage gegeben. In „2. Belegstatus“ sind die gesammelten Belege in zeitlicher Abfolge aufgelistet; ein großer Teil davon stammt aus den online zur Verfügung stehenden historischen Kartenwerken des Tiroler Landesarchivs. Aber auch unveröffentlichte Karten, Urbare, Kataster und diverse andere Dokumente des Tiroler Landesarchivs fanden Berücksichtigung, zudem Berg- und Wanderführer, die Zeitschriften des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins und wissenschaftliche Publikationen. Unter „3. Zur Namenerklärung“ werden die Namen gedeutet: Handelt es sich um durchsichtige Namen (wie etwa *Seeköpfe*, *Kreuzkogel* oder *Egger Berg*), wird dennoch zumeist versucht, den Ausgangspunkt der Benennung zu verorten, etwa: Welche Seen sind der Bezugspunkt für die *Seeköpfe*? Gab oder gibt es ein Kreuz am *Kreuzkogel*? Auf welches „Egg“ bezieht sich der *Egger Berg*? Bei Namen, die nur vermeintlich durchsichtig sind, ist nicht nur die Beschreibung der Umgebung relevant, sondern es wird auf der Grundlage der Belege, mundartlicher Spezifika sowie der dazu anzusetzenden Etyma und deren Bedeutungen argumentiert. Man erfährt etwa, dass die *Weißkugel* (S. 185) eigentlich ein *Weißkogel* ist, wie sich anhand mehrfacher mündlicher Belege und der wechselnden *Kogel*- bzw. *Kugel*-Varianten in diesem Gebiet nachweisen lässt. Auch der Bergname *Freihut* (S. 219) hat nichts mit der Kopfbedeckung „am Hut“, sondern lässt sich auf die *Hut* zurückführen, also die ‘Stelle, wo das Vieh gehütet wird’. Ebenso wenig ist das Bestimmungswort des *Krabberges* (S. 135f.) die *Krähe*: Die historischen Belege lassen vielmehr an das vorrömische Etymon **krapa* ‘Stein, Fels’ denken, das im Bündnerromanischen bis heute als Appellativ vorhanden ist. Die Leser:innen werden auch darüber aufgeklärt, dass das Benennungsmotiv für den *Strahlkogel* (S. 288) nicht ein Wasser- oder Sonnenstrahl ist, sondern das mundartlich vorhandene Wort *Strahl* ‘Quarzader im Berg’. Die Realprobe, auf die die Autorin in diesem Zusammenhang hinweist, stützt diese Deutung sehr überzeugend.

Wie wichtig neben der Realprobe auch sachkundliche Erwägungen sind, zeigt sich besonders bei strittigen Deutungen, die häufig dann existieren, wenn der Name nicht-deutschen Ursprungs ist, Belege kaum oder nicht vorhanden sind oder uneindeutig sind. Auch darauf hat die Autorin geachtet und hat sich zuweilen an neue Deutungen gewagt, etwa beim Namen *Tribulaun* (S. 290f.), den sie auf rom. **tribulōne* ‘großer Krähenfuß’ [eine dornartige, von den Römern verwendete Waffe] zurückführt. Beim Vergleich mit dem mutmaßlichen Ausgangspunkt der Benennung, nämlich dem *Pflescher Tribulaun*, lassen sich durchaus Ähnlichkei-

ten erkennen. Diese neue Deutung überzeugt jedenfalls sachlich mehr als die bisherige Herleitung aus rom. **tribulōne* ‘großes Dreschbrett’. Dreschbretter wurden in trockenen Mittelmeerregionen verwendet, um die Körner von den Ähren zu trennen. Es ist fraglich, ob die Romanen des Alpenraums dieses Gerät überhaupt gekannt und es dann mit der Gestalt des Berges verglichen haben können.

Namenkunde seriös zu betreiben heißt auch, sich nicht davor zu scheuen, unklare Deutungen als solche auszuweisen. Das macht die Autorin, nicht aber ohne auf die Ursache der Schwierigkeit hinzuweisen. Im Namen *Eningkopf* (S. 216) im Gemeindegebiet von Gschnitz beispielsweise dürfte laut Ausweis der älteren Belege (*Nenigi*) sowie der Variante *Enigkopf* in *tirisMaps* und der darunterliegenden Flur *Enigeben* die heutige Bildung mit *-ing-* erst später ausgeformt worden sein. Wie aber das rezente *Enig-* bzw. das historische *Nenigi* zu deuten ist, entzieht sich unserer und auch der Kenntnis der Autorin, worauf sie unumwunden hinweist: „Was es aber bedeutet, bleibt unklar.“ (S. 216). Das kann man unterstreichen, zumal hier Agglutinations- oder Deglutinationsprozesse wirksam geworden sein könnten; außerdem erscheint die Endung auf *-i* in diesem Gebiet ungewöhnlich. Eine Belegkette für die Flur *Enigeben* könnte Abhilfe schaffen. Allein: Es gibt sie (noch) nicht. Anmerkung der Rezensentin: Man könnte mundartlich *Henig* ‘Honig’ ins Treffen führen. Ohne ältere Belege jedoch bleibt auch das nur Spekulation.

Um dem Anspruch auf dem Buchdeckel gerecht zu werden, „einen breiten Leserkreis anzusprechen“ (Leserinnen dürften mitgemeint sein), sind die Namenartikel so kurz, gleichzeitig aber so informativ wie möglich gestaltet. Die Orientierung am Zielpublikum zeigt sich auch in der leicht verständlichen Sprache und dem spärlichen Einsatz von Fachtermini; wenn sie verwendet werden (etwa *Diphthongierung*, *Oronymie* oder *Augmentativsuffix*), können sie im Glossar (betitelt mit *Wörterklärungen*, S. 13–14) nachgeschlagen werden. Vielleicht hat dieses Ansinnen zuweilen zu etwas zu kurzen Namenartikeln geführt. So wird sich das (Laien-)Publikum fragen, warum das Etymon des *Blechnerkamp* (S. 211) das mundartliche *Plerche* ‘großes, breites Pflanzenblatt’ sein soll, zumal alle Belege ohne inlautendes *r* in der ersten Silbe auskommen. Handelt es sich bei den Belegen (*Blechnerkam*, *Blechner Kamm*, *Blechner Kamm Sp.*¹, *Blechnerkamm*) dann also um Volksetymologien? Der Hinweis, dass in *tirisMaps* *Blarchner* verzeichnet ist (was die Rezensentin allerdings nicht verifizieren konnte), wirft weitere Fragen bezüglich des betonten Vokals auf. Ebenso wird die Etymologie des zweiten Namenbestandteils nicht weiter ausgeführt. Aus den Belegen lässt sich erahnen, dass

1 Tatsächlich steht in der zitierten Karte *Blecherne Kamm Sp.*

es sich um *Kamm* handelt. Da den Belegen in diesem Fall aber, wie ausgeführt, nicht unbedingt zu trauen ist, bleiben Fragen offen. Bei der Namenerklärung des unweit davon gelegenen Berg *Kreuzkamp* (S. 242) sowie bei *Kitzkamp* in Sölden (S. 238) hingegen würde die Vermutung bestätigt. Dorthin werden die Lesenden aber nicht verwiesen.

Ähnlich knapp wurde auch der Name *Fraschkopf* (S. 21) behandelt, zu dem wir erfahren, dass die namengebende Alpe die Vorarlberger *Freschalpe* ist und dass diese wiederum auf vorarlbergisch *Fräsche* ‘steiler Grashang’ zurückgeht. Dass der Sekundärumlaut im Alemannischen als /ε/ (verschriftlicht als <ä> oder <e>) und im Bairischen als /a/ (verschriftlicht als <a>) realisiert wird, erschließt sich dem Laienpublikum wohl nicht von selbst. Vielleicht verstellt der Forscherinnenblick aber zuweilen auch die Sicht auf die, für die es geschrieben ist. Womöglich werden solche Fragen tatsächlich nicht gestellt und die Leser:innenschaft ist mit den Erklärungen durchaus zufrieden.

Vielleicht stört es auch nicht, dass keine direkten Angaben zum Genus der behandelten Bergnamen gemacht werden, zumal die meisten Grundwörter und damit deren Genus ohnehin durchsichtig sind ((*die*) *Spitze*² -> (*die*) *Ilmspitze*, (*der*) *Kogel* -> (*der*) *Hochbrunnackkogel*, (*das*) *Köpfl* -> (*das*) *Jockköpfl* etc.). Ist das nicht der Fall, erschließt sich das Genus zwar nicht aus eigens ausgewiesenen grammatischen Informationen, aber zumindest aus dem Text, sodass klar ist, dass es *das Hoادل* (S. 229), *der Hochalter* (S. 229) oder *der Wenten* (S. 295) heißt. Auch vom *Pezid* (S. 85) erfährt man das Genus, weil der mundartliche Beleg mit neutralem Demonstrativpronomen (*des Pezíd*) aus der Orts- und Flurnamensammlung für Serfaus im Text angesprochen wird. In diesem Fall werden nicht nur Informationen zum Genus, sondern auch zur lokalen Aussprache sowie zur Betonung gegeben, die hier auf der finalen Silbe liegt und den Namen schon dadurch als nicht deutsch ausweist, wie die Autorin in der Einleitung auch ausführt: „Romanische Namen erkennt man häufig daran, dass sie auf der vorletzten bzw. letzten Silbe betont werden, wie z. B. *Silvrétta* oder *Samnáun*.“ (S. 9).

Informationen zur Betonung sucht man bei anderen Namen aber leider vergeblich. Wiederum erschließt sich aufmerksamen Lesenden erst aus dem Text, dass es wohl *Stúpfarriköpfle* (S. 146) heißt (und nicht etwa **Stupfärri*-), wenn dafür die Bedeutung ‘Stutenpferch’ angegeben wird. Ähnliches gilt für die *Sexeger-tenspitze*, in der das mundartliche Wort *Eger-te* steckt, von dessen initialer Betonung man aber wohl auch nur dann weiß, wenn man das Wort kennt. Sonst läuft

2 Mundartlich kennt man auch der *Spitz*. Angesichts der in den Karten gängigen Bezeichnungen als *Spitze* orientiert sich die lokale Bevölkerung allerdings sehr häufig an den „offiziellen“ Namen und damit am femininen Genus.

man Gefahr, dennoch **Séxegerten*- oder **Sexegértenspitze* zu sagen. Auch beim *Egesengrat* (S. 215) tappt man im Dunkeln, wenn man das initialbetonte mittelhochdeutsche Etymon *egese* nicht kennt. Immerhin finden sich bei einigen romanischen Oronymen entsprechende Akzente im Fließtext, etwa bei der *Falschungspitze* (S. 188, mda. Aussprache *Falschúngg*), dem *Valschavielkopf* (S. 45, mda. Aussprache *Valschaviel*) oder dem *Vertinesberg* (S. 45, mda. *Vértínes*).

Wie die Namen – abgesehen von der Betonung – mundartlich ausgesprochen werden, wird dann genauer ausgeführt, wenn es für die Deutung wichtig ist, etwa beim Namen *Drosberg* (S. 18f.), der eigentlich *Trostberg* lauten müsste, bei *Ramolkogel* (S. 199), der aufgrund der mundartlichen Endbetonung nicht deutsch sein kann, wie die Belege vermuten ließen, oder bei *Grübelekopf* (S. 75), dessen mundartliche Aussprache *Gribeléa*- sich auf rom. **crivelláira* zurückführen lässt. Vielleicht hätten einzelne Namenartikel da, wo es notwendig ist, von einem eigenen Punkt „Grammatik und Aussprache“ profitiert. Es handelt sich dabei aber lediglich um Services an die (Laien-)Leser:innen. Das gilt auch für eine eventuell abdruckende Karte oder Skizze des behandelten Gebietes, vielleicht auch für QR-Codes zu jedem Namen, die dann die Objekte digital in der App *Austrian Map mobile* ansteuern könnten, auf die in der Einleitung (S. 11) verwiesen wird.

Auch vereinzelte Tippfehler („beschreiben“ statt „beschrieben“, S. 9, Fußnote; „Stubener Albonakopf“ S. 16 im Teil zur Namenerklärung, wo der offizielle Name „Stubner Albonakopf“ lautet; „mit langes Speeren“ statt „mit langen Speeren“, S. 172; „Strahkogel“ statt „Strahlkogel“ S. 288 im Teil zur Namenerklärung) schmälern die Leistung der Autorin nicht. Womöglich fällt auch der fehlende Eintrag im Literaturverzeichnis, der die Angabe „Purtscheller – Hess 1910“ bei den Belegen zu einzelnen Bergen etwa der Verwallgruppe vervollständigen sollte, nicht auf.

Es handelt sich bei dem Band insgesamt um ein gelungenes, für ein Laienpublikum gut lesbares Buch, das aber auch für Linguistinnen und Linguisten ein ernstzunehmendes Nachschlagewerk darstellt. Die verdienstvoll gesammelten Belege, die zuweilen vorgenommene Untermauerung der vorgeschlagenen Deutung durch die Realprobe, die Lage und deren Aussagekraft für die Interpretation, die Angabe der mundartlichen Aussprache, wenn sie der Deutung dient, mutige Vorschläge für neue Interpretationen: All das ist sehr gelungen. Die Rezensentin wagt an dieser Stelle allerdings ebenfalls eine andere als die von Jambor vorgeschlagene Deutung: Der Name *Hablkogel* (S. 155) in der Gemeinde Längenfeld geht laut der Autorin auf den Familiennamen *Hell* zurück. Als Argument dienen u. a. die Belege (1774: *Hell Kogl*, 1823: *Hell K.*, 1838: *Hell K.*, 1860 *Hallkogel*, 1925-

1934: *Hall Kg.*) sowie die mundartlichen Verhältnisse: Es wird dabei auf Finsterwalder verwiesen, der als Etymon des Familiennamens *Hell* ahd. *belid* ‘Mann, Krieger’ ansetzt. Die Alternanz des Vokals wird von Jambor dadurch erklärt, dass „in diesem Gebiet /e/ vor /l/ zu /a/ umgelautet wird“ (S. 155). Nun wird zwar das aus dem germanischen ererbte /e/ (= mhd. *ē*) vor /l/ zu /a/ gesenkt, nicht aber der Sekundärumlaut /e/ (= mhd. *e*). Da es sich jedoch beim angesetzten Etymon ahd. *belid* um einen Sekundärumlaut handelt, müsste das /e/ mundartlich erhalten geblieben sein, sodass die Form *Hallkogel* nicht zu erklären wäre. Aus der Sicht der Rezensentin ist mhd. *hēl* ‘tönend, laut; glänzend, licht’ (> mda. *hall*) anzusetzen. Der heutige *Hablkogel* – mit der neueren Einblendung von mundartlich *habl* ‘glatt, schlüpfrig’ hat die Autorin sicherlich recht – wäre damit also eigentlich der *Hallkogel* (oder eingedeutscht der *Hellkogel*) mit der Bedeutung ‘heller Berg’. Abgesehen von solchen zu diskutierenden Einzelfällen: Es ist zu wünschen, dass die noch folgenden Bände im gleichen Stil und auf dem gleichen Niveau wie der vorliegende Band publiziert werden. Mit Judith Jambor als Autorin wird das sicherlich gelingen.